

**ZWISCHEN ALLEN (LEHR-)STÜHLEN.
Ein transatlantisches Historikerleben**

Konrad H. Jarausch

Zwei Fragen sind mir immer wieder gestellt worden, auf die ich eine Antwort nicht schuldig bleiben möchte, obwohl ich eigentlich ein privater Mensch bin, der sich nicht gern öffentlich inszeniert: Erstens, wie es eigentlich zu meiner „Doppelexistenz“ gekommen ist, und zweitens, wie ich den transatlantischen Spagat als Direktor des ZZF in Potsdam und Lehrstuhlinhaber an der University of North Carolina in Chapel Hill produktiv machen konnte.

Geboren bin ich, wie an meiner Sprache noch zu hören ist, in Deutschland, und zwar während des zweiten Weltkrieges in Magdeburg. Mein Vater war Studienrat am Kloster unserer Lieben Frauen; er starb schon im Januar 1942 in Russland, ohne mich je gesehen zu haben. Meine Mutter evakuierte uns wegen der Bombenangriffe nach Niederbayern, wo ich dann aufwuchs, bevor ich über den Umweg durch ihre Tätigkeit in fränkischen Landerziehungsheimen schließlich in Krefeld landete, als sie wieder in den öffentlichen Schuldienst zurückkehrte. Nach einem Internatsjahr in Meisenheim ging ich dann dort in das altsprachliche Arndt-Gymnasium, war christlicher Pfadfinder und machte mein Abitur. In vielerlei Hinsicht ist dies eine typische Nachkriegsbiographie – ich war ein Halbweise aus bildungsbürgerlichem Hause, von Mitteldeutschland, wie es damals hieß, ins Rheinland verschlagen. Soweit also keine Besonderheiten.

Geworden bin ich, wie mein Akzent manchmal preisgibt, zu einem Amerikaner, weil mir das Deutschland Adenauers zu eng war, was der Direktor meines Gymnasiums mir dadurch vor Augen führte, dass er mir in der Abiturprüfung in Deutsch aus weltanschaulichem Gegensatz einen Dreier verpasste. Durch Freunde landete ich im Sommer 1960 im wilden Westen der USA, genauer gesagt in Laramie, wo ich die *wide open spaces* der Prärie als befreiend empfand. An der dortigen University of Wyoming studierte ich Amerikanistik, trat einer Fraternity bei, wurde in den Studentensenat gewählt, spielte in der Universitätsmannschaft Fußball – und erfand mich neu, ohne den Ballast von europäischer Hochkultur und nationaler Schuld. Die trotz begrenzter Sprachkenntnisse und ausländischem Pass errungenen Studienerfolge zeigten mir die größeren Möglichkeiten des amerikanischen Universitätssystems für junge Leute. Ich erhielt ein Doktorandenstipendium an der University of Wisconsin in Madison, einem der besten geschichtlichen Fachbereiche im Lande, konnte mich über die Veröffentlichung meiner Magisterarbeit als Buch freuen und kehrte wegen bürokratischer Hindernisse bei der Anerkennung meines amerikanischen Studiums nicht dauerhaft nach Deutschland zurück. Die ungeplante Verwandlung eines Studienaufenthalts in eine Emigration war der entscheidende (Aus-)Bruch in meiner Biographie.

Gewählt habe ich mir wohl aufgrund der transatlantischen Distanz eine Spezialisierung in der deutschen Geschichte, da der Umgang mit dieser problematischen

Vergangenheit von Amerika aus weniger bedrohlich als im eigenen Lande erschien. Meine erste Arbeit befasste sich mit der diplomatischen Reaktion auf Hitlers Machtergreifung in Europa; über die Fischerkontroverse kam die Bethmann Hollweg-Biographie als Doktorarbeit hinzu; ein Post-Doc-Stipendium des Davis Centers der Princeton University erweiterte dann meine Interessen auf die Sozialgeschichte der Studenten im Kaiserreich sowie die Quantifizierung ... – ich brauche die Themenfolge meines Oeuvres hier nicht zu wiederholen, denn sie geht aus dem Publikationsverzeichnis hervor. Interessiert haben mich immer wieder neue Methoden, die den Zugang zur Vergangenheit erweiterten, weshalb ich auch manchmal gefragt wurde, ob es noch einen anderen Konrad Jarausch gäbe, der über andere Themen geschrieben habe, die doch eigentlich mit meinem letzten Buch gar nichts zu tun hätten Diese transatlantische Distanz machte es möglich, deutsche wissenschaftliche Auseinandersetzungen mit weniger politischer oder methodischer Parteinahme zu behandeln, also dem Thema gelassener gegenüber zu stehen.

Gelernt werden musste die Rolle als Institutsdirektor des ZZf, denn die Rückkehr nach Deutschland war eine weitere Überraschung meiner Biographie, die ich der Vereinigung verdanke. Durch mein Interesse an dem Umbruch und mein Engagement für ostdeutsche Historiker, das durch den Vorsitz einer bilateralen Historikerkommission der USA und der DDR vorbereitet wurde, geriet ich in die Debatten um die Umstrukturierung der Wissenschaft in den neuen Bundesländern, in denen ich ausgleichend statt polarisierend zu wirken versuchte. Was lag daher näher, als Jürgen Kocka während seines Freijahrs in Stanford zu vertreten, und Christoph Kleßmann bei der Leitung des Forschungsschwerpunktes Zeithistorische Studien beratend zur Seite zu stehen? Dass sich dann daraus eine Kodirektorenstelle am – auf meinen Vorschlag hin – Zentrum für Zeithistorische Forschung genannten Institut entwickeln würde, konnte ich nicht voraussehen, da ich schon in Amerika wegen der freundlichen Kollegen, dynamischen Forschung und eindrucksvollen Natur Wurzeln geschlagen hatte. Diese Rückberufung ist aber ein Beweis der trotz aller Kritik gewachsenen Liberalität des hiesigen Systems. Vor allem dem Ministerium für Wissenschaft, Forschung und Kultur des Landes Brandenburg, den Kollegen an der Universität Potsdam und natürlich auch den Mitarbeitern des Instituts ist es zu verdanken, dass es dann für mich möglich wurde, meine überwiegende Arbeitskraft hier einzusetzen, ohne meine amerikanische Stiftungsprofessur ganz aufzugeben. Ich kann nur hoffen, dass sich dieses Risiko für alle Beteiligten ausgezahlt hat.

Zu gewöhnen hatte ich mich daraufhin an ein Vielfliegerdasein, von dem diverse Fluglinien erheblich profitiert haben. Obwohl ich transatlantisches Reisen auf ein Minimum begrenzt habe, wurde Jetlag zu einem konstanten Begleiter – das Denken mit Nebel im Kopf ist kein besonderes Vergnügen in einer so scharfen Diskussionskultur wie der hiesigen. Auch befinden sich meist die Quellen, die man gerade zum Schreiben braucht, auf der anderen Seite des Ozeans, was natürlich umgekehrt den Umgang mit Belegen erleichtern kann. Geholfen hat dabei die Etablierung einer Berliner Wohnung, in der vieles doppelt vorhanden sein muss-

te, damit ich nicht immer alles mitzuschleppen hatte. Auch wenn manchmal einige Dinge liegen bleiben konnten, hat die Entwicklung der elektronischen Kommunikation es ermöglicht, mit der anderen Seite in dauerndem Kontakt zu bleiben. Die Bewältigung rapider kultureller Brüche und Denken im sechsständigen Zeitunterschied wurde deswegen zur alltäglichen Gewohnheit. Eine wesentliche Voraussetzung für diese transatlantische Doppelsexistenz war auch das intellektuelle Verständnis und die praktische Unterstützung meiner Frau, die selbst eine deutsch-amerikanische Romanistin ist.



Foto: Paul Benedikt Glatz

Gelebt habe ich daher in einer Doppelsexistenz der fremden Nähe oder nahen Fremde auf beiden Seiten des Atlantiks, also in einer Art paradoxer Verbindung von Insidertum und Marginalität. In beiden Systemen war ich zwar zu Hause, kannte sie also von innen, wurde aber nicht ganz akzeptiert, was sich in überraschenden Momenten äußerte: Als ich in akzentfreiem Deutsch beim Postamt nach dem Preis von Briefmarken fragte, meinten die Beamten, ich wolle sie hinter das Licht führen, denn eine so elementare Sache müsste ein Deutscher doch wissen. Oder als ich bei einer Delegationsverhandlung im DDR-Ministerium für Hoch- und Fachschulfragen plötzlich vom Englischen ins Deutsche wechselte, weil der Übersetzer den Sinn meiner Ausführungen verkehrte, gab es einen Moment des Entsetzens, denn ein US-Delegationsleiter hatte Englisch zu sprechen. Der intellektuelle Gewinn einer solchen Doppelperspektive war die Befreiung von den jeweiligen Scheuklappen, die Möglichkeit der Über- und Durchkreuzung von Vorurteilen, denn die in einem Kontext für natürlich gehaltenen An-

nahmen waren im anderen durchaus erklärungsbedürftig. Gepaart damit war aber auch ein Verlust instinktiver Sicherheit der Anspielungen, welche die Kommunikation wieder erschwerte, denn Selbstverständlichkeiten waren eben nicht mehr selbstverständlich. Daraus ergab sich auch eine Art von Wechselidentität, die sich in den changierenden Bedeutungen des Wörtchens „wir“ äußerte, denn dieses konnte einerseits das ZZF und Deutschland, andererseits aber auch den Fachbereich der University of North Carolina und Amerika meinen. Ebenso schwierig war für mich jedes Mal die Wahl der Sprache für die Veröffentlichungen, denn man konnte nur entweder auf Englisch oder auf Deutsch schreiben, musste also dann den Text wieder übersetzen, was auch Verluste an kultureller Resonanz verursachte.

Gestellt hat mir diese Doppelsexistenz auch besondere Aufgaben, die zu erfüllen ich mich bemüht habe. Verärgert über die vielen transatlantischen Missverständnisse habe ich sie immer wieder zu dekonstruieren versucht. Frustriert von der staatstragenden und gegenwartsbezogenen Haltung mancher Kollegen habe ich versucht, Klischees durch eine kritische Zeitgeschichte zu historisieren. Wichtig ist es mir besonders, die Anerkennung der Veränderungen Deutschlands in den USA deutlich zu machen und so die alleinige Fixierung auf den Holocaust zu korrigieren. Aber ebenso dringend erscheint es mir, mehr Verständnis für die kreativen Besonderheiten der Amerikaner zu wecken und dadurch die Zerrbilder des Wilden Westens zu überwinden. Auf höherer Abstraktionsebene heißt dies, die Widersprüche zwischen amerikanischem Freiheitsstreben, das ich durchaus teile, und deutscher Betonung von Solidarität, die ich für ebenso zentral halte, im Hegelschen Sinne aufzuheben. Daraus folgt für mich die Notwendigkeit einer Verbindung des amerikanischen Traums mit den europäischen Idealen, was leichter gesagt als getan ist. Dahinter steht letztlich eine ethische Verpflichtung auf die Menschenrechte als Voraussetzung freier wissenschaftlicher Forschung – für mich die große Lehre der Katastrophen des 20. Jahrhunderts.

Gebraucht hat dieses Doppelleben hoffentlich den Beteiligten auf beiden Seiten des Atlantiks einiges. Mir selbst hat es erlaubt, mit den zwei Seelen in meiner Brust fertig zu werden und die Liebe zur alten mit der Sympathie für die neue Heimat zu verbinden. Intellektuell hat es mir viele Anregungen gegeben, die meine Produktivität befördert haben. Den Doktoranden in Chapel Hill habe ich eine engere Verbindung nach Deutschland vermittelt, den Mitarbeitern des ZZF umgekehrt mehr Kontakte in die USA ermöglicht. Trotz aller neuen Technik findet der Transfer von wissenschaftlichen Einsichten nicht im luftleeren Raum statt, sondern er braucht Personen als lebende Brücken. Diese Aufgabe wird mit meiner Verabschiedung nicht erledigt sein. Wenn ich etwas dazu beitragen konnte, das gegenseitige Verständnis zu verbessern, freue ich mich darüber. Für die geduldige Tolerierung meines nicht nur ausgleichenden Temperaments und die Mitarbeit an dem Projekt einer kritischen Zeitgeschichte möchte ich ausdrücklich allen, mit denen ich in den zurückliegenden Jahren zusammengearbeitet habe, herzlich danken.